

OTTO FLAKE



Um 1900

Otto Flake, Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, wurde am 29. 10. 1880 in Metz geboren und studierte in Straßburg Sprachen, Kunstgeschichte und Philosophie. Nach langen Reisejahren ließ er sich 1928 in Baden-Baden nieder, wo er heute noch wohnt. In der badischen Landschaft spielen die meisten seiner Bücher, auch der letzte Roman, „Schloß Ortenau“, der 1955 erschien. Otto Flakes Schaffen, geprägt von hoher Darstellungskunst und von der Ethik des Grandseigneurs, ist außerordentlich vielseitig. Es seien nur genannt die Romane „Schritt für Schritt“ (1912), „Ruland“ (1922), „Hortense“ (1933), „Personen und Persönchen“ (1937) und „Fortunat“ (4 Bände, 1946–1948); die beiden Bände seiner „Gesammelten Erzählungen“ (1948); die Märchen „Ende gut, alles gut“ (1931), „Der Mann im Mond“ (1934); die Essays „Straßburg und das Elsaß“ (1908), „Zum guten Europäer“ (1924), „Die Deutschen“ (1946). Auch als Übersetzer, u. a. von Werken Honoré de Balzacs, Graf Gobi-neaus und Stendhals, ist Otto Flake hervorgetreten.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts war Straßburg schon eine Großstadt oder auf dem Wege dazu. Das hinderte die Störche nicht, inmitten des Häusermeeres auf den hohen, steilen Dächern zu siedeln. So hielten sie es seit den altfränkischen Zeiten – alle Kreatur ist konservativ, die Tiere so gut wie die Menschen.

Ich weiß im Augenblick nicht, ob Goethe sie Anno 1770 erwähnt; aber wenn man gleich ihm auf der Plattform des Münsters stand und in die Weite schaute, bis zum blauenden Schwarzwald und den dunklen Vogesen, sah man sie ins wasserreiche Ried abfliegen und mit dem Frosch im Schnabel zu den Jungen im Nest zurückkehren – flügelschüttelnd, dann klappernd und Wache haltend auf dem einen roten Bein. Von den Nestern auf dem First der altdeutschen Dächer zog sich an den Luken vorbei, die wie Stockwerke übereinanderlagen, bis zur Rinne eine weiße Spur, die ihrer Exkreme; der Regen wusch sie nie ganz ab. Die Nester, die Spur, die Vögel sind verschwunden; die Telephondrähte, die Autos haben die Störche vertrieben.

Auch von den Pritschen an den Rändern der Ill, worauf die Frauen die Betttücher seiften, walkten und schwenkten, fand ich, neulich nach Jahrzehnten wiederkehrend, nur noch eine einzige, und an einem versteckten Plätzchen, umsäumt von einstöckigen Häusern, die letzten der alten Büglereien, in denen es zu meiner Zeit so viele hübsche Lehrmädchen gab; sie trugen die mit dem Eisen geplätete Wäsche in Handkörben aus, heute wird sie den Hausfrauen mit dem Auto zugefahren.

Ein Stück Biedermeier

Im ersten Jahrzehnt des Säkulums war Straßburg noch Festung mit Wällen, Wassergräben und Toren. Vor dem Metzgerort rauschten alte Bäume über Nutz- und Blumengärten; mag sein, daß schon die Patrizier des siebzehnten Jahrhunderts sie angelegt hatten. Die Gartenlauben stammten aus der Zeit, in der die Gartenlaube das Symbol des bürgerlichen Wohlbehagens war, dem Biedermeier. Als Kind hatte ich viele Sommernachmittage in einem dieser Gärten verbracht; wenn das Münster oder vor uns das ehrwürdig-großartige Spital den Abend einläutete, war man in die Stadt zurückgekehrt, mit Körben voll eigenem Obst und selbstgezogenem Gemüse. Am Tor, beim Oktroihäuschen, mußte man mit den Stadtzöllnern verhandeln, der Abgabe wegen. Verschwunden alles, die Wälle, das Oktroi, die Gärten vor den Toren.

Es gab viel Militär in Straßburg, eine Menge Beamte und ein Viertel gefüllt mit Studenten, unter denen die Norddeutschen in der Überzahl waren. Die Elsässer lebten für sich dahin, die oberste Schicht pflegte die französische Tradition. Man war noch nach rückwärts gerichtet, um einen Anhalt zu haben; noch konnte man sich nicht recht entschließen, ihn in der deutschen Kultur zu suchen. Allenfalls studierten die jungen Leute Medizin, die medizinische Fakultät hatte einen Ruf, aber Elsässer, die als Beamte zu den Deutschen gingen, konnte man an den Fingern abzählen. Die Befriedigung, die es gewährte, Reserveoffizier zu werden, war ihnen unbekannt. Die Einjährigen dienten beim Train und gingen mit dem Unteroffizier ab.

Lokalkolorit

Deutsch wollte man noch nicht sein, französisch konnte man nicht mehr sein – man war auf sich selbst angewiesen. So lag über der Stadt um 1900 eine eigenartige, idyllisch versponnene, trotzig-ironische und sehr reizvolle Stimmung. Geistige

Sprecher gab es nicht; der einzige Elsässer, der mit fliegenden Fahnen zur deutschen Kultur übergegangen war, Fritz Lienhardt, besaß keine Gefolgschaft, und er hätte auch nicht viel geben können, eine epigonische Natur, die in der Zeit Schillers und der Klassiker zu Hause war. Statt Straßburg hatte er Weimar zum Wohnsitz gewählt. Die Neigung, unter sich zu bleiben, das Elsässertum, fand ihren Ausdruck in der einheimischen Malerei und im einheimischen Theater.

1899 gründete Gustav Stoskopf in Straßburg das Elsässische Theater und brachte gleich eine Reihe von Dialektstücken mit, darunter den klassischen „D'r Herr Maire“. Von Hause aus war Stoskopf Maler. Seit Hans Baldung, der in Straßburg zu Ruhm kam und nun als Jean Baldung in den Katalogen steht, haben im Elsaß eine Reihe von Malern gewirkt. Im neunzehnten Jahrhundert kann man von einer elsässischen Schule sprechen. Das Malen, die Einstellung auf das Sichtbare, liegt dem Stamm, der dem Spekulativen, dem Grübeln, dem Nachinnenleben abhold ist.

Die Landschaft mit den vielen Reichsstädtchen und den tausend schmucken Dörfern, den alten Trachten und den freien Kleinbauern, den Burgruinen und den Brunnen, den unpathetischen, in Abwehr lebenden und zur Ironie neigenden Menschen drängte die Maler in die realistische Richtung genrehaften Gepräges. Ähnlich wie in Baden, in Schwaben, in Bayern, wie in ganz Süddeutschland, leitet sich die demokratische Haltung und Neigung aus dem Umstand ab, daß jeder, auch der Städter, durch hundert Bande mit dem offenen Land, der Scholle, dem Bauerntum verknüpft ist. In der Malerei kommt das unwillkürlich zum Ausdruck, man liebt das Genre, den kleinen, intimen Zug, gerade das Lokale, das anderen Augen als das Enge erscheinen mag.

Emile Schneider, der in Paris bei seinem Landsmann Henner und in München bei Stuck nicht nur das Handwerk, sondern auch das gesellschaftliche Drum und Dran gelernt hatte, lebte als Bürger unter Bürgern, malte für sie Themen wie das des alten Herrn, der in der Orangerie dem Kindermädchen mit dem Enkel begegnet, recht meisterlich und delikates, empfing am jour fixe im Atelier, ein Steckelburger Gegenstück zu Ivo Puhenny in Baden-Baden.

Steckelburger nannten sich die Straßburger untereinander, die durch den unterelsässischen Dialekt Verbundenen, vom Feuerwächter auf dem Münster-turm Behüteten. Der Straßburger Dialekt ist sanfter, liebenswürdiger als der im Oberland, in der Gegend von Colmar und Mülhausen gesprochene, der das schweizerische Rachen-ch kennt. Für klettern sagt

man grättele: „hitt grättele mir bi Wind un Sturm d' Schnecke nuff vum Minschderdurm“ (heute klettern, krabbeln wir bei Wind und Sturm die Schnecken hinauf vom Münsterturm) – ich weiß nicht, wie oft wir diese Verse aufsagten, ungefähr jedesmal, wenn wir zu diesem Gebirge aus rötlichem Sandstein emporschauten.

Die Verse stammten von den Brüdern Matthis, Zwillingen aus dem Jahrgang 1874, den letzten Nachfahren der Reichsstadtmeistersinger, Spitzweigschen Figuren. Tagsüber gingen sie ihrer Arbeit als Lagerverwalter und Bankbeamter nach; abends und an den Sonntagen schrieben sie Gedichte in der Mundart, kleine Kristallisationen des Volkstums, unsentimental, aber geföhlt und humorvoll, als bliese ein elsässischer Pan im Ried die Flöte, den Blick gerichtet auf das ewige Wahrzeichen, den Turm, der seinen Schatten weit hinauswirft, ins ganze besonnte Elsaßland.

Das Bändchen, das die Matthis 1900 drucken ließen, hieß „Ziwwelbaamholz“ – Zwiebeln sind keine Holzgewächse, der Titel fing das Unbekümmerte ein, dem Sinn nach bedeutete er Seifenblasen, humorvolle Kleinigkeiten. Sie hatte Kraft, diese Mundart; sie bewahrte Worte auf, die aus der Schriftsprache entschwunden sind, zum Beispiel knibbe, den oberdeutschen Bruder des englischen knife (Messer). „Büewe, dün de knibbe schliffe, Zit isch do fer d'Widpiff“ (Buben, tut die Messer schleifen, die Zeit ist da für die Weidenpfeifen), heißt es bei den Matthis.

Das neue Jahrhundert

Das also war Straßburg um 1900. Das neue Jahrhundert brachte die Belebung, die Änderung. Seit dem großen Einschnitt von 1870, einem operativen Schnitt, war eine Generation vergangen. Die Reichsdeutschen, die 1870 ins Land kamen, hatten gut reden; sie sagten: Ihr seid zwei Jahrhunderte von uns getrennt gewesen, jetzt sind wir wieder vereint, wir, eure Brüder, haben euch befreit. Nun, als um 1685 eine Verwandte Ludwigs des Vierzehnten, der Straßburg geholt hatte, an Colmar vorüberritt, sah sie, daß die Ratsherren der Stadt weinten: französische Pioniere, verstärkt durch Bergleute aus Markkirch, sprengten die Mauern der Reichsstadt, ihre Selbständigkeit war dahin. Aber zweihundert Jahre sind eine lange Zeit, sie umfaßt sechs Generationen, und schon die zweite, dritte weiß nichts mehr von den schmerzlichen Empfindungen der ersten.

Heute kann man über diese Dinge sachlich sprechen: sine ira et studio. Die Elsässer hatten weder die

deutsche Klassik noch die Befreiungskriege, noch die Einigungsbestrebungen der Stämme kennengelernt. Ihre Erlebnisse waren die Französische Revolution, die Eroberungskriege Napoleons und der bürgerliche Liberalismus gewesen. Selbst diejenigen, die nicht mit dem dritten Napoleon gegangen waren, empfanden die Umbuchung von 1870 als Gewalttat, daher die Protestlerbewegung der ersten Jahrzehnte. Die neuen Herren hatten sie nicht nach ihrer Zustimmung gefragt, aber immerhin die Option zugelassen; auch das war etwas, man muß gerecht sein.

Die Option hatte zur Folge, daß viele Kräfte, gerade aus der Intelligenzschicht, nach Frankreich abwanderten. Das Land brauchte Zeit, um sich von dem Eingriff zu erholen, und die Deutschen, die als Beamte über den Rhein kamen, brauchten Zeit, um sich einzuleben, das Kolonistengefühl mit dem einer neuen Heimat zu vertauschen. Ihnen selbst war es nicht möglich, wohl aber ihren Söhnen: bereits im Elsaß geboren, wuchsen sie unbewußt in die elsässische Atmosphäre hinein. Den Söhnen der Einheimischen ging es nicht anders, sie wurden in der deutschen Ära geboren und empfanden unbewußt schon anders als ihre Väter.

Überwindung des Nationalismus

So also kam es, daß zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Söhne aus beiden Lagern sich begegneten, daß eine geistig-literarische Bewegung entstand, die auf Versöhnung, Verschmelzung, Gemeinsamkeit ausging: der Nationalismus sei zu überwinden, das Elsaß habe die Aufgabe, Brücke von hüben nach drüben zu sein. Ich nenne als deren Wortführer René Schickele, Ernst Stadler, Bernd Isemann, Hermann Wendel, Hans Arp, René Prévôt und mich. Einige von uns sind bekannt geworden, vorerst waren wir das junge oder auch jüngste Elsaß, ein Dutzend junger Leute Anfang der Zwanzig.

Stadler kam aus der nach 1870 zugewanderten Schicht, Schickele aus der einheimischen. Beide gehören der deutschen Literatur an – Stadler ohne weiteres, da er zur französischen Mentalität keine unmittelbare Beziehung hatte; Schickele als Beispiel eines Elsässers, der in einer gegebenen Situation sich der deutschen Sprache bediente.

Die Situation besteht nicht mehr; heute müßte er versuchen, sich französisch auszudrücken. 1940, als er gezwungen wurde, nach Frankreich auszuweichen, machte er diesen Versuch. Er starb fern der Heimat, tragisch unwittert. Stadler fiel 1914, der Tod brachte ihn um die Entwicklung.